

# DIE FACKEL

Nr. 202

WIEN, 30. APRIL 1906

VIII. JAHR

## Abfälle

Publizistische Themen: Nicht auf die Größe der Zielscheibe, auf die Distanz kommt es an.

\*

Säkularisation: Die Kirche hat einen guten Magen. Trotzdem hat man ihn manchmal ausgepumpt.

\*

Der Parlamentarismus ist die Kasernierung der politischen Prostitution.

\*

Die sentimentale Ironie ist ein Hund, der den Mond anbellt, während er auf Gräber pißt.

\*

Wenn man einen der mythologisch—politischen Aufsätze jenes berühmten Berliner Publizisten liest, lernt man die Bildung mehr hassen, als unbedingt notwendig ist.

\*

Der Wiener zum Schicksal: »Hau her eine, wannst di traust!«

\*

Wenn die Ärzte ein Konsilium halten, wird zumeist ein consilium abeundi<sup>1</sup> daraus.

\*

Narkose. Wunden ohne Schmerzen. Neurasthenie: Schmerzen ohne Wunden.

\*

Seine Überzeugung ging ihm über alles, sogar über das Leben. Doch er war opfermutig, und als es dazu kam, gab er gern seine Überzeugung für sein Leben hin.

\*

Die schöne Frau hat so viel Verstand mitbekommen, daß man alles zu ihr und nicht mit ihr sprechen kann.

\*

Tänzerinnen haben die Sexualität in den Beinen, Tenöre im Kehlkopf. Darum täuschen sich die Frauen in den Tenören und die Männer in den Tänzerinnen.

\*

»Verführer«, die sich brüsten, Frauen in die Geheimnisse der Liebe einzuweihen: Ein Fremder kommt auf dem Bahnhof an und macht sich erbötig, dem Fremdenführer die Schönheiten der Stadt zu zeigen.

\*

Die Frauen sind die besten, mit denen man am wenigsten spricht.

\*

Sie weinte leicht und exakt: Training!

---

1 Sterbeberatung

\*

Frauen wollen anziehend aussehen und ausziehend angesehen werden.

\*

Die »gefallene« Frau? Gewiß, es gibt auch zur Ehefrau gefallene Huren.

\*

Sie wußte: Mit ihm schlafen, ja — aber keine Intimität!

\*

Es gibt Perversität aus Überzeugung und Perversität aus Unterzeugung.

\*

P. A. sah einen Rosenstock. Der sollte begossen werden. Dieses nannte P. A. »satanische Irrlehren«. Er erklärte: »Es genügt, daß man jeden Tag zu dem Rosenstock sagt: Heiliger Rosenstock, adelig—mysteriöses Kunstwerk der Schöpfung!?!«

\*

Ich kann nur mehr amoralisch entrüstet sein.

\*

Ich habe, Gott sei Dank, oft über's Ziel und selten neben das Ziel geschossen.



## Ein Vorschlag

Bei der Übernahme der russischen Anleihe verfahren wir Österreicher getreu unserem bewährten Prinzip, uns mit der falliten Macht zu verbünden, um die Macht der Zukunft zu verletzen. Wir pumpen dem Zarismus und sichern uns die dauernde Antipathie des aufstrebenden jungen Rußland. Zur Beruhigung unseres Gewissens redet man uns ein, daß unserer Industrie große Aufträge zufallen werden, die von dem entlehnten Geld bestritten würden. Ob das auch so pünktlich geschehen wird? Der Russe sagt: »Leihe mir 150 Millionen, dafür gelobe ich, dir weitere 50 Millionen schuldig zu bleiben.« Eine schöne Aussicht! Wenn wir uns schon auf den Wuchererstandpunkt stellen, dann sollten wir wenigstens das Geschäft ganz herzlich nach wucherischen Prinzipien machen. Ein gediegener Wucherer gibt niemals den ganzen Vorschuß im Baren, sondern er liefert eine gewisse Quantität alten Graffelwerks, die er zu einem bestimmten Preise verrechnet. Nachdem uns nun versichert wird, daß wir Bestellungen auf Waren erhalten werden, so wäre es doch gleich einfacher, den entsprechenden Teil der 150 Millionen in den betreffenden Industrieartikeln zu liefern und zu verrechnen. Wir erhalten dann die russischen Papiere unmittelbar für die Lieferungen, anstatt daß wir erst das bare Geld niederlegen und nun darauf warten, ob man bei uns kaufen wird. Man repariere somit alsogleich die Aufträge an die bezüglichen Industrien, wie Holzindustrie (Lieferung von 10.000 Galgen), Leder— und Riemerindustrie (Nagaiken), Bindfaden— und Seilerfabriken etc. etc. und verrechne die Hauptkonsumartikel der russischen Bürokratie mit einem kräftigen Aufschlag. Gleichfalls streng nach wucherischen Prinzipien wären verschiedene weniger absetzbare Artikel der österreichischen Produktion, die gesamten Ladenahter, die sich in den letzten fünf Jahren aufgespeichert haben, in einer großen Zentrale zu sammeln und nun gleichfalls gegen Verrechnung nach Rußland zu liefern, wobei wir es unseren Darlehensnehmern überlassen, die

Ware an den Mann zu bringen. Das wäre gleichzeitig eine kräftige Förderung des heimischen Exports und ein Geschäft, ebenso ehrenhaft wie die Millionenanleihe, aber gesünder.

*Reformator*

\* \* \*

## **Bohême**

Philistrosität ist die Tendenz zur Verallgemeinerung. Präziser: Philistrosität ist die Tendenz, den eigenen sittlichen Horizont als moralischen Schutzkordon um die Menschheit zu legen. Der Satz erhellt aus der Gegenprobe. Der einwandfreieste Nichtphilister ist der, dessen soziales Verhalten am wenigsten von Forderungen und Verboten gegen die Mitmenschen bestimmt ist. Das Kriterium der Philistrosität ist nämlich nicht die größtmögliche Anpassung an die Gepflogenheiten der Mehrzahl, sondern die eifersüchtige Bewachung des Nebenmenschen, ob er nicht etwa die Grenzen des Philisterhorizonts überschreitet und sich so der moralischen Wertung und der Vergleichungsmöglichkeit mit den übrigen Philistern entzieht. Der wesentlichste Charakterzug des Philisters ist also die schlotternde Angst vor der sittlichen Entgleisung des Zeitgenossen und ihrer psychologischen Unkontrollierbarkeit.

Die Waffe des Philisters gegen den Unfügsamen ist sittliche Entrüstung, eine Fehlgeburt aus Angst und Größenwahn. Ihr verdanken die Gesetzbücher — die einzigen im eigentlichsten Sinn unsittlichen Schriften — mit allen ihren generalisierenden Verlogenheiten, den Rechtsgütern, den öffentlichen Interessen und allen übrigen abstrakten Fetischen, die Entstehung. Das zentralistische Staatsprinzip mit seiner auf Formeln gezogenen Verallgemeinerungstendenz gibt der sittlichen Entrüstung des Philisters die Möglichkeit, sich in soziale Ächtung und mithin in wirtschaftliche Ruinierung des ethischen Outsiders umzusetzen. Dem Staat, der wirtschaftlichen und »rechtlichen« Organisation zur Verhütung der Überschreitung des Philisterhorizontes, untrennbar verehelicht, hat die Kirche die Zentralisierung der seelischen Bedingungen, der Angst, des Neides, der Begriffsstutzigkeit und der Platttheit durchzuführen. Die liberale Forderung der Trennung von Staat und Kirche ist somit ein Unding. Beide Institutionen sind durcheinander geworden und leben voneinander. Der Weg zur Kultur führt über ihr gemeinsames Grab.

Dem in Staat und Kirche zentralistisch organisierten, durch die raffiniert—unsinnige kapitalistische Gesellschaftsordnung ökonomisch gefestigten Philisterium — politisch ausgedrückt: der Bourgeoisie — steht die Minderheit der untereinander fast gar nicht liierten, materiell gänzlich wehrlosen, von den Konkurrenz— und Bildungsmöglichkeiten nahezu ausgeschlossenen, verhaßten Paria gegenüber. — Von der werktätigen Arbeiterschaft, die naturgemäß im Klassenkampf gegen den Besitz (der mit dem Philistertum identisch ist) in der vordersten Reihe stehen müßte, will ich hier ganz absehen. Das Proletariat — übrigens gehört das Wort zu den abgründigsten Unwahrhaftigkeiten — ist von der zukunftsstaatsbesessenen Sozialdemokratie, wenigstens in Deutschland und Österreich, dem Klassenkampf völlig entfremdet worden. Die dem Staat nachgebildeten, zentralistischen Arbeiterorganisationen haben durch die Ausschaltung des individuellen Temperaments des Einzelnen die revolutionäre Kernidee des gewerkschaftlichen Kampfes verwischt und den Arbeiter, den natürlichen Träger der sozialen Revolution, in die Rolle eines mit seinen Feinden Schacher treibenden Politikers gedrängt. Die Arbeiterschaft

steht also jetzt in der Mitte zwischen Bourgeoisie und dem Tschandala, auf deren Seite nur noch die unorganisierten Gruppen kämpfen: Verbrecher, Landstreicher, Huren und Künstler.

Mit den ersten drei Gruppen dieser Ausgestoßenen weiß die sittliche Entrüstung des Philisters schnell fertig zu werden. Der Verbrecher, den Wut oder Verzweiflung den moralischen Kordon der ökonomischen Zweckmäßigkeit für den Philister durchbrechen hieß, wird im Zuchthaus interniert. Der Landstreicher, der sich nicht für traurigen Hungerlohn zum Kuli eines Ausbeuters machen will, wird zur Zwangsarbeit verurteilt. Die Hure, in deren wildem Lachen mehr Genialität steckt, als der gute Bürger, der sie sich für eine Nacht erstanden hat, mitsamt seiner Ehefrau bei verzehnfacher Lebensdauer jemals aufbringen könnte, wird mit ihrem, dem entrüsteten Philister, ach, so notwendigen »Schandgewerbe« ins Bordell gebracht und bekommt ihr Kontrollbuch, damit der lüsterne Kunde nicht von der Lustseuche befallen werde. Kurz, überall findet die sittliche Entrüstung ein äußeres Zeichen ihrer Berechtigung.

Nur mit dem Künstler gerät der Spießler in die Brüche. Ich will hier bemerken, daß ich unter »Künstlern« nur solche verstanden wissen will, die ihre Kunst nicht zum Gewerbe erniedrigen, die es also unter allen Umständen ablehnen, ohne künstlerischen Antrieb zu produzieren. Dagegen gehören zu den Künstlern, die ich als Outsider der Gesellschaft behandle, auch solche, die ohne künstlerisch überhaupt produktiv zu sein, in allen ihren Lebensäußerungen von künstlerischen Impulsen geleitet werden.

Hier sind Menschen, die die gesellschaftliche Nutzarbeit verweigern, die in ihrem Gehaben vielfach die Schranken des philiströsen Horizonts durchbrechen, denen man aber doch nicht beikommen kann, weil hier und da ein Dichter, ein Maler, ein Bildhauer, ein Komponist darunter ist, den Autoritäten anerkennen und — auf den man seine Kulturfreundlichkeit loslassen kann, indem man ihn feiert und verhungern läßt. Den Künstlern gegenüber tritt die bleiche Angst des Philisters vor dem Außergewöhnlichen am jammervollsten in die Erscheinung. Dieses Hosenschlottern von Respekt und Furchtsamkeit ist nämlich nicht nur der Ausdruck der Besorgtheit um das korrekte Benehmen des andern, sondern hier wirkt auch ein instinktives Gefühl für die kritische Überlegenheit des Künstlers mit, die die Nichtigkeit des Philisters durchschauen könnte.

So hilft sich denn die Gesellschaftsstütze dadurch, daß sie dieser Art Künstlern einen Freibrief für unkonventionelle Schaustellungen ausstellt und sie unter einen Sammelbegriff registriert. Bohême. Da aber dem braven Mann des besitzenden Bürgerstandes jede künstlerische Betätigung, weil brotlos, verächtlich erscheint und er auf der andern Seite doch ganz gern einmal so ein Monstrum um sich sieht — nur aus der eigenen Familie darfs keiner sein; der würde schonungslos verstoßen werden —, so dünkt ihn in seiner Unterscheidungsunfähigkeit bald jeder pinselnde Millionärssprößling ein »Bohémien«.

Das Wort »Bohémien« ist, wie mir sprachkundige Leute versichern, falsch. Es muß richtig auch der »Bohême« heißen. Trotzdem werde ich den Vertreter der Bohême einen Bohémien nennen, da mir eine Vokabelunterscheidung zwischen dem Gattungsbegriff und der Bezeichnung der einzelnen zur Gattung gehörigen Person sprachlich willkommen erscheint.

Um den Begriff der Bohême zu definieren, ist das Wort zunächst von den Schlacken zu säubern, die ihm die Sensationslust und die Unterscheidungsunfähigkeit grinsender Banausen angesetzt haben, und die es besonders der Renommierwut durch irgend ein Talentchen in die Künstlerschaft

verirrter Philister verdankt. Ein Kartoffelhändler entdeckt eines Tages seine Stimme, läßt sich zum Konzert—Tenor ausbilden und hält sich von Stund' an für einen Bohémien. Ein entlassener Kommiss, der an das Stubenmädchel seines Prinzipals Gedichte richtet, setzt sich abends in ein Literatencafé, trinkt Absinth und nennt sich, wenn ihn jemand fragt, »Schriftsteller«, des Sonntags aber spielt er sich beim Onkel Töpfermeister als »Bohémien« auf. Ein verbummelter Student schmeißt sich einem Künstler an den Hals, schmarnotzt ihn aus und glaubt sich auch zur Bohême zählen zu dürfen.

Arge Verwirrung in der Auffassung des Wesens der Bohême hat Murger mit seinem bekannten Roman angerichtet. Es stehen ja sehr hübsche Sachen drin, aber Bohémiens sind die Helden seiner Geschichte nicht. Das sind besitzlose Lebeleute, die sich recht lustig über ihren Dalles hinwegzuhelfen wissen — aber am Schlusse des Buches, wo alle zu Geld und Ruhm kommen, da dampfen sie friedlich in den sicheren Hafen des Philisteriums ein, und die Bohêmezeit liegt hinter ihnen.

Die Eigenschaft des Bohémiens von der Besitzlosigkeit herzuleiten, ist doch ein äußerst primitiver Standpunkt. Noch absurder ist die Auffassung, der Bohémien gäbe seinen Charakter in dem Augenblicke auf, wo er es nicht mehr nötig hat, unphiliströs zu leben. Nein, Bohême ist eine Eigenschaft, die tief im Wesen des Menschen wurzelt, die weder erworben oder anerzogen werden, noch durch die Veränderung der äußeren Lebenskonstellation verloren gehen kann.

Ich persönlich, der ich bei der Untugend der Deutschen, jeden Menschen, mit dem sie sich abzugeben haben, auf eine bestimmte Note festzulegen, das Pech habe, wo immer von mir die Rede ist, mich als das Musterexemplar eines Bohémiens bezeichnet zu finden, verwahre mich entschieden und ausdrücklich gegen diese Charakterisierung, solange sie von den äußeren Symptomen meines Wesens, etwa von meiner Haartracht oder meiner nicht eben übermäßig eleganten Toilette hergeleitet wird <sup>1</sup>.

Was in Wahrheit den Bohemien ausmacht, ist die radikale Skepsis in der Weltbetrachtung, die gründliche Negation aller konventionellen Werte, das nihilistische Temperament, wie es etwa in Turgenjews »Väter und Söhne« zum Ausdruck kommt, und wie es Peter Krapotkin als das Charakteristikum der russischen Nihilisten in den »Memoiren eines Revolutionärs« schildert.

Gewiß offenbart sich dieses Temperament, das alle Anpassung an die uniforme Lebensart des Philisters fanatisch perhorresziert, äußerlich in der Methode, die der Bohémien wählt, um sein eigenes Ich gegen die Massen-

1 Daß man solcher Anschauung auch im Milieu des »Kabarets« begegnen kann, beweist, daß sich diese Einrichtung von dem Wesen einer freien Künstlergemeinschaft bis zu jener geschäftsmäßigen Auffassung verirrt hat, die dem »Spezialitätentheater« Konkurrenz macht, indem sie zwar nicht dressierte Pudel als Künstler, aber Künstler als dressierte Pudel dem zahlenden Publikum vorführt. Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes, der neulich hier der wahren Kabarettkunst als einem Vergnügen der Künstler für die Künstler das Wort geredet hat, in den Ankündigungen des Kabarets ausdrücklich als »Berliner Bohémien« bezeichnet wird, so ist damit die Unehlichkeit einer Bohême, die sich selbst bestaunt, so ist die Entfernung bezeichnet, in der der Geist des deutschen und Wiener Kabarets von dem Geist der Bohême waltet. Eine Fülle künstlerischer Darbietungen kann über den Verdacht nicht hinweghelfen, daß die legere Form dieser Kabarettkunst nicht dem Künstler, sondern dem Philister frommen soll, an den Impresariogeschicklichkeit die Geheimnisse der Bohême zu verraten scheint. Wenn Herr Henry — als Chansonnier mit Recht beliebt — den »Berliner Bohémien«, der auf dem Podium zu rauchen pflegt, allabendlich mit der halb deutschen, ganz überflüssigen Conférence vorstellt: »Jetzt wird auftreten Erich Mühsam. Er hat kolossal lange Haare. Er ist das Prototypus von eine Bohémien. Er kann rauchen, wie wenn nichts wäre«, so behalten die recht, die — die Schaubude als moralische Anstalt betrachten, weil ihr die Spekulation auf die Neugierde des Pöbels wenigstens organisch ist. Anm. d. Herausgeb. [KK]

instinkte der Gesellschaft durchzusetzen. Immer wird der Bohémien ein Sonderling sein, und schon deshalb wäre es lächerlich, ein Schema für die Lebensweise der Bohême aufzeigen zu wollen. Ganz allgemein läßt sich über die Anpackung des Lebens seitens des Bohémiens kaum mehr sagen, als was ich früher einmal in einer Broschüre (»Ascona.« Locarno 1905) so ausgedrückt habe: Ein Bohémien ist ein Mensch, der aus der großen Verzweiflung heraus, mit der Masse der Mitmenschen innerlich nie Fühlung gewinnen zu können — und diese Verzweiflung ist die eigentlichste Künstlernot —, drauf losgeht ins Leben, mit dem Zufall experimentiert, mit dem Augenblick Fangball spielt und der allzeit gegenwärtigen Ewigkeit sich verschwistert.«

Die Verzweiflung über die Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen sich und der Masse, die Wut gegen den vertrottelten Konventionsdrill der Gesellschaft mag natürlich den Bohémien oft genug zum bewußten Auftrotzen gegen das Gewöhnliche verführen, das sich in der brutal zur Schau getragenen Unterstreichung des Andersseins äußert. Den Schluß, den Julius Bab in seiner Arbeit über die Berliner Bohême daraus zieht, indem er den Bohémien asoziale nennt, halte ich für falsch. Im Gegenteil wird die schroffe Ablehnung der bestehenden Zustände mit allen ihren Ausdrucksformen in den allermeisten Fällen mit der sehr sozialen Sehnsucht nach einer idealen Menschheitskultur verbunden sein.

Sehr verdienstvoll ist dagegen die Parallele, die Bab zwischen der Bohême und dem Anarchismus zieht. Der Haß gegen alle zentralistischen Organisationen, der dem Anarchismus zugrunde liegt, die antipolitische Tendenz des Anarchismus und das anarchistische Prinzip der sozialen Selbsthilfe sind wesentliche Eigenschaften der Bohêmenaturen. Daher stammt denn auch das innige Solidaritätsgefühl zum sogenannten fünften Stande, zum Lumpenproletariat, das fast jedem Bohémien eigen ist.

Es ist dieselbe Sehnsucht, die die Ausgestoßenen der Gesellschaft verbindet, seien sie nun ausgestoßen von der kaltherzigen Brutalität des Philistertums, oder seien sie Verworfenen aus eigener, vom Temperament diktiert Machtvollkommenheit. Die Mitmenschen, die mit lachendem Munde und weinendem Herzen die Kaschemmen und Bordells, die Herbergen der Landstraße und die Wärmehallen der Großstadt bevölkern, der Janhagel und Mob von dem selbst die patentierte Vertretung des sogenannten Proletariats weit abrückt — sie sind die engsten Verwandten der gutmütig belächelten, als Folie philiströsen Größenwahns spöttisch geduldeten Künstlerschaft, die in ihrer verzweifelten Verlassenheit mit der Sehnsucht eines erhabenen Zukunfts-ideals die Welt befruchtet.

Verbrecher, Landstreicher, Huren und Künstler — das ist die Bohême, die einer neuen Kultur die Wege weist.

*Erich Mühsam*

\* \* \*

## **Ein Schmerzensschrei**

Lieber Karl Kraus!

Ich schreibe ihnen im Bette. Dies hat folgenden Grund: Ein Herr E. Friedegg hat ein Buch geschrieben, in dem er seine völlige Unkenntnis der deutschen Sprache dazu benützt, um einer Reihe berühmter Schriftsteller an der Hand falscher grammatikalischer Gesetze und im schlechtesten Deutsch allerlei vermeintliche »Sprachsünden« nachzuweisen. An diese an sich belanglose Tatsache knüpfte sich für mich eine Anzahl trauriger Begebenheiten.

Als ich vor einigen Tagen meinen Onkel Rettich höflich grüßte, sagte er: »Was, du ordinärer Rotzbub, du wagst es noch, mich zu grüßen? Nach *diesem* Benehmen gegen Georg Ebers?«

»Aber lieber Onkel«, sagte ich schüchtern, »ich weiß gar nicht, was Du willst ... «

»Was?« schrie Onkel Franz »du versuchst es noch, dein elendes Betragen zu verteidigen? Leiste erst einmal ähnlich Großes wie Ebers, und dann reden wir weiter, schamloser Bursche!« Damit ließ er mich stehen, und mit den hundert Kronen, die er mir sonst immer zu Ostern schenkt, war es Essig.

Als ich nach Hause kam, fand ich zwei mir ganz unverständliche Briefe. Der eine war von meiner Braut. Er lautete:

»Lieber Egon! Ich teile dir mit, daß ich nicht mehr mit dir verlobt sein will. Daß du so gemein über Stilgebauer sprechen könntest, hätte ich nie gedacht. Und wo du doch weißt, daß er mein Gott ist! Anbei schicke ich dir den Osterhasen zurück, denn ich will von dir nichts Geschenktes. Die Pralinés habe ich leider schon aufgegessen. Helene.«

Der zweite Brief hatte den folgenden Inhalt:

»Verehrter Meister! Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank für Ihre tapfere Waffentat gegen diesen öden preußischen Junker, den Liliencron. Wie tief und wahr ist Ihre Bemerkung über Liliencron: 'Wenn man schon einem die Palme der Dummheit reichen möchte, kommt wieder ein anderer und zeigt, daß er noch dümmer kann'. Ja, das hat dieser talentlose Kotpoet wirklich gezeigt! Und dabei leben andere, die etwas können, in tiefster Obskurität! Ich schicke ihnen anbei meinen letzten Gedichtband 's' Maililfterl', damit Sie sehen, daß es noch echte Lyrik gibt. — Ihr Sie bewundernder Alois Faschingbauer, lyrischer Dichter, Zwettl.«

Ich war vernichtet. Das mir, der ich erst vor drei Wochen einem Menschen den Hut eingetrieben habe, weil er sich geweigert hatte, Liliencron für den größten deutschen Lyriker zu halten! Ich begann zu ahnen, daß ein furchtbarer Dämon mit mir sein Spiel treibe. Innerhalb einer Stunde hatten mich drei entsetzliche Schicksalsschläge getroffen: der Zorn meines reichen Onkels, die Lösung meiner Verlobung und nun gar die Übersendung eines lyrischen Gedichtbands!

In diesem Augenblick kam jedoch die Lösung. Meine Amme trat ein, legte das Buch Friedeggs auf den Tisch und erklärte weinend, sie bedaure es, mich gesäugt zu haben.

Ich begann nun die Lektüre des Buches. Obgleich ich nur die ersten sieben Seiten las, so verdanke ich doch diesem Umstande die furchtbarste Nacht meines bisherigen Lebens. Es gelang mir nämlich, schon aus den wenigen Seiten das Folgende zu entnehmen:

Erstens: Der mit mir allgemein verwechselte E. Friedegg kann nicht deutsch. Meine Freunde werden vielleicht einwenden: zur Feststellung der Tatsache, daß ich nicht deutsch kann, bedürfe es gar keiner Verwechslung mit Herrn Friedegg. Nun ja: — aber ich habe auch mein Deutsch niemals dazu verwendet, um andere, die ein vortreffliches Deutsch schreiben, als Sprachsünder anzunageln. Außerdem hätte mir Professor Schlinghaake in Hersfeld niemals ins Abiturientenzeugnis geschrieben: »In der letzten Zeit gelang es dem Schüler, seinen deutschen Stil von den größten Verstößen gegen die Formenlehre und Satzbildung zu reinigen«, wenn ich auch nur ein einziges mal den Satz geschrieben hätte: »Ich glaube nicht, daß die Wiener Journalisten gebildete, tüchtige Leute *wären*, daß sie ihr Metier *verstünden*«.

Die zweite Beobachtung, die ich machte, war die, daß Herr Friedegg auch theoretisch die deutsche Grammatik nicht beherrscht, da er falsche Regeln aufstellt. Dies ist ziemlich kompromittierend für einen, der über die Fehler der anderen richten will. Ich begann infolgedessen bereits leicht zu schwitzen.

Ferner mußte ich bemerken, daß der Verfasser in einem haarsträubend unverfrorenen und präpotenten Ton spricht. Dies war mir noch peinlicher.

Ich las weiter. Aber mein Unbehagen wurde immer größer. Ich konnte mir nicht mehr verhehlen, daß ich bei dieser Verwechslung nur benachteiligt war. Es gibt doch so viele begabte Schriftsteller, aber die heißen natürlich ganz anders als ich! Warum heißt Ibsen nicht Friedegg? Oder Maeterlinck? Oder doch wenigstens Bilde? Aber nein— ich mußte gerade auf einen zweifellos dümmeren stoßen. Herr Friedegg ist nämlich dümmer als ich. Meine Freunde werden vielleicht einwenden: er sei der einzige Schriftsteller, von dem man das unwidersprochen behaupten dürfe. Nun ja: — aber er ist es.

Ebenso ausgemacht ist es, daß er der geschmackloseste Schriftsteller ist. So findet sich z. B. auf S. 13 das folgende Gleichnis.

»Als vor fünfzehn Jahren die deutschen Berge in grausigen Wehen kreißen, erblickten ein paar dürftige Mäuslein das geschützte Halbdunkel der literarischen Welt. Man hat die armseligen Tierchen gewogen, man hat sie für leicht befunden, und bald schwammen sie üppig auf dem trüben Wasserlein des Naturalismus«.

Bei dieser Stelle mußte ich bereits einen Kognak nehmen. Ich sah mit erschreckender Deutlichkeit, daß über mir — um es im Stil des Herrn Friedegg auszudrücken — ein übertünchter Vulkan hing. Bei Seite 15 endlich wurde ich ohnmächtig. Hier stand (übrigens in einer Stelle über Sie, aus der ich auch gleich erfuhr, daß Sie lange Haare haben): »Er schreibt die schändlichsten Schachtelsätze ohne Grazie, fast wie die delle Grazie«. Bei dieser prächtigen Wendung mußte man mich also zu Bett bringen.

Ich befinde mich seitdem in dem tragischsten Konflikt, den man sich denken kann. Einerseits ist es mir physisch und psychisch unmöglich, von den mir noch unbekanntem 168 Seiten des Buches auch nur eine einzige noch zu lesen; andererseits aber wieder malt mir meine Phantasie die entsetzlichsten Geschmacklosigkeiten, Frechheiten, Blödheiten und Gemeinheiten vor, die etwa in dem Buch enthalten sein könnten und die man alle mir zuschreiben wird.

Ich wende mich daher an Sie. Sie sind meine letzte Rettung. Ich kann mich nicht mehr auf die Straße wagen, wenn Sie nicht unverzüglich die folgende Erklärung zum Abdruck bringen:

Ich, Endesunterzeichneter, erkläre hiermit, daß ich jeden Menschen, der mich noch fernerhin mit Herrn Friedegg verwechseln sollte, fordern oder falls der Betreffende ein »vorurteilsloser Mensch« sein sollte in der gräßlichsten Weise ohrfeigen werde.

*Egon Friedell*





# Der Diener der Diener <sup>1</sup>.

Novelle von *August Strindberg*.

Rom war eine Provinzstadt geworden und abhängig von Byzanz, wurde von einem Exarch in Ravenna regiert, oft aber seinem Schicksal überlassen, wenn die Barbaren aus dem Norden sich an Einfall und Brandschatzung ergötzen. In dreihundert Jahren hatte nicht ein Kaiser Rom besucht, so verachtet lag die Herrscherin der Welt in Schutt und Trümmern. Aber die Trümmer von Tempeln und Palästen begann man zu sammeln; die Stücke wurden zusammengesetzt und wurden zu Kirchen. Fünfhundert Jahre nach dem Tod Neros stand eine bereits alte Peterskirche mitten auf dem Zirkus des Tyrannen, wo die Märtyrer den Tod erlitten hatten; mindestens sieben andere Kirchen gab es an verschiedenen Stellen der Stadt, und der Bischof von Rom wohnte im Lateranpalast neben der Kirche desselben Namens. Es gab auch Klöster, und an der via Appia lag das Andreaskloster dicht neben der Jesukreuzkirche, die am Eingang zu den Katakomben gebaut war.

Um zwei Uhr des Sommermorgens waren alle Väter und Brüder aufgestanden und hatten die Frühmesse im Chor gelesen oder gesungen, worauf der Abt in den Garten gegangen war, um zu meditieren.

Es war noch dunkel, aber die Sterne glänzten zwischen Oliven und Orangen, und die Gartenblumen nickten im schwachen Morgenwind.

Der Abt, ein Fünfzigjähriger, ging in einem gedeckten Laubengang auf und ab, und jedesmal, wenn er das südliche Ende erreichte, blieb er stehen, um eine weiße Marmorplatte zu betrachten, die neben anderen Marmorplatten errichtet war. Das war sein Grab, neben dem von bereits beerdigten Äbten. Und auf dem Marmor stand sein Name und sein Geburtsjahr, während fürs Todesjahr Platz gelassen war.

— Ach Herr, wie lange willst du mich so vollständig vergessen? seufzte er, und kehrte um auf seinen Spuren.

Nachdem er so lange gegangen, bis es tagte, setzte er sich in eine Laube, um etwas in ein Buch zu schreiben, das er aus der Tasche nahm.

Der Lärm von der erwachenden Stadt störte ihn nicht, nichts störte den fünfzigjährigen, weißhaarigen Mann, der schon seit zwei Uhr auf war, ohne etwas zu verzehren. Kirchenglocken läuteten und schlugen an, Karren rasselten. Das Brausen des Tibers drang durch allen Lärm hindurch. Der Alte aber schrieb immerzu, während sein runzliges Gesicht von der Morgenröte schwach beleuchtet wurde.

Schließlich waren Schritte auf dem Sandweg zu hören, und ein Novize trat in die Laube und stellte eine Schale mit Milch und ein Brot neben den Abt. Der fuhr zusammen, als sei er aus weiter Ferne zurückgekehrt und schrie den Jüngling an:

— Laß mich in Frieden!

Der Novize blieb stehen, erschrocken und betrübt.

Da schlug ein kleiner Singvogel, der in der Laube gesessen hatte, einen Triller. Der Abt blickte auf, sein Gesicht erhellte sich, er warf einen Blick auf die Milchschale, die er gierig ergriff, um sie an den Mund zu führen; als er aber das betrübte Aussehen des jungen Mannes bemerkte, hielt er seinen Arm zurück.

— Verzeih meinen Zorn, aber ich war weit fort. Zur Strafe für mich selbst tue ich so!

1 Aus dem schwedischen **Manuskript** übersetzt von Emil Schering.

Und er wollte die Milch auf den Boden ausgießen; damit sie aber nicht verloren gehe, schüttete er sie auf eine brandgelbe Lilie in der Rabatte.

Da der Novize keine Miene machte zu gehen, fragte der Abt:

— Du willst mit mir sprechen; sprich!

— Heiliger Vater ...

— Ich bin nicht heilig; einer ist heilig, der Herr Euer Gott im Himmel! —

Willst du dich beklagen, so tue es!

— Ich war ein reicher Jüngling, der hinging und alles verkaufte, was er besaß ...

— Das habe ich auch getan, als ich jung war, und dann baute ich sieben Klöster, habe es aber nicht bereut. Das tust du dagegen! Worüber klagst du?

Der Jüngling schwieg.

— Klagst du über die Kost? Es ist Hungersnot um uns her, und wir müssen mit den Armen teilen.

— Nicht allein das, ehrwürdiger Vater, sondern das Ganze erfüllt seine Bestimmung nicht

— Sprich weiter!

— Die schwache Kost tötet das Fleisch nicht, denn wenn ich den ganzen Tag hungrig herumlaufe, so denke ich gegen meinen Willen nur ans Essen, in der Kirche, während des Gebets, in der Einsamkeit. Der kurze Schlaf macht, daß ich den ganzen Tag über schläfrig bin und daß ich im Chor einschlafe. Begierden, die ich bisher nicht kannte, werden durch das Unterdrücken geweckt: wenn ich Wein sehe, fühle ich eine wahrhafte Raserei danach, Lebenswärme in den Körper zu bekommen ...

— Dann geh und bitte einen Bruder, dich zu geißeln, bis du in deinem Blut schwimmst, dann wirst du die Lebenswärme wiederkehren fühlen.

— Das habe ich getan, aber die Schläge weckten nur neue wollüstige Begierden.

— Lies Augustinus!

— Das habe ich getan! — Aber das Schlimmste von allem ist doch der Schmutz. Wenn ich baden dürfte ...

— Bist du schmutzig? Das bedeutet, daß du inwendig schmutzig bist. Ich bade nie, aber ich bin immer rein am Körper. Das aber habe ich gemerkt, sobald meine Gedanken unrein sind, wird der Körper unrein! — Was glaubst du denn, würde dir frommen? Du möchtest dich doch nicht verheiraten! Tertullian sagt: Hurerei und Ehe sind genau dasselbe! Und Hieronymus meint, es sei besser zu brennen als sich zu verheiraten.

— Aber Paulus ...

— Laß Paulus sein! Aber wie möchtest du es haben?

— Ich kann nicht hier bleiben, denn ich glaube, die Begierden können nur dadurch gelöscht werden, daß man sie befriedigt.

— Du Knecht des Satans, weißt du nicht, daß die Begierden nie befriedigt werden können? Du warst ja einmal bei deinen Eltern! Du aßest dich am Morgen satt! Gut! Warst du nicht am Mittag wieder hungrig? Doch gewiß! Also kannst du dich nicht satt essen! — Jetzt will ich dir eins sagen: Du bist ein Kind der Weit, du gehörst nicht hierher, und darum: geh in Frieden! Iß von den Schweinetrebern, die nicht sättigen; wenn du dich aber davor ekelst, so sei wieder willkommen! Das Vaterhaus steht dem verlorenen Sohn immer offen.

Der Jüngling ging nicht, brach aber in Tränen aus.

— Nein, sagte er, ich kann nicht zur Welt zurückkehren, denn ich hasse sie, und sie haßt mich; aber hier verkomme ich!

Der Alte erhob sich und schloß den Jüngling in seine Arme.

— Armes Kind!

— So ist die Welt, fuhr er fort, so ist das Leben; wenn es aber so ist, und wenn du siehst, daß es so ist, so bleibt nur übrig, es zu leben; und es als eine Ehrensache zu nehmen, zu leben, bis der Tod kommt und einen befreit.

— Nein, ich will jetzt sterben! schluchzte der Jüngling.

— Wer möchte das nicht, mein Sohn! entschlüpfte es dem Alten. Wenn du wüßtest . Wenn du wüßtest ...

Aber er hielt sich zurück.

— Was sollen wir denn dabei tun? Geh zu Vater Martin und laß dir etwas zu essen geben, und ein Glas Wein, aber nur eins; geh dann hin und schlaf dich aus! Schlaf einen Tag oder zwei! Und komm dann wieder, damit ich dich ansehe! So! Geh jetzt! — Aber du mußt eine licentia von mir haben!

Er setzte sich nieder, schrieb etwas auf ein Blatt, das er aus dem Buch gerissen hatte, und mit dieser Vollmacht ging der Jüngling, jedoch etwas zögernd und beschämt.

Der Abt blieb sitzen, fing aber nicht wieder zu schreiben an. Statt dessen begann er das Brot zu zerkrümeln und streute die Krumen auf den Tisch. Sofort kam ein kleiner Vogel und pickte eine auf; es kamen mehrere und sie setzten sich dem Alten auf seine Hand. Arme und Schultern.

Eine Weinranke hing von der Pergola herab und schaukelte leise im Wind. Ihre schraubenförmige Ranke tastete in der Luft umher, um eine Stütze zu suchen. Der Abt fand das lustig und steckte aus Scherz seinen Finger hinein.

— Komm du kleines Ding, hier hast du eine Stütze.

Die Ranke schien zu hören und sofort warf sie sich mit einer Volte um seinen Finger und schlug einen Ring darum.

— Soll ich den Ring bekommen? scherzte der Alte. Vielleicht soll ich Bischof werden? — Gott behüte mich!

In die Tür der Laube trat der Dekan.

— Störe ich, mein Bruder?

— Durchaus nicht, ich sitze nur hier und spiele.

— Vögel und Blumen! Weiße Lilien auch; die habe ich noch nicht gesehen!

— Weiße? Eben waren es brandgelbe; wo siehst du sie?

— Dort!

Der Abt sah auf die Erde nieder, auf die er eben seine Milch ausgegossen, und siehe da, dort standen lauter weiße Lilien, aber keine einzige brandgelbe. Er wagte nicht davon zu sprechen, denn das darf man nicht; aber er lächelte in seinem Herzen und sah darin ein Gnadenzeichen.

— Nun, Dekan, wie steht es in der Stadt?

— Der Tiber sinkt.

— Gott sei gelobt; das ganze Trastevere ist jedoch durch die Überschwemmung verloren. Ich wünschte eigentlich, daß eine große Flut käme und uns alle ertränkte, die ganze Menschheit; und die kommt wohl auch eines Tages!

— Ebenso hoffnungslos wie immer!

— Nein, nicht ohne Hoffnung; aber dort, nicht hier. Christus selbst sagt es in der Apokalypse, hier ist nichts, worauf man bauen kann; denn wenn es am besten gewesen ist, war es bloß Mühe und Elend.

— Nicht so, Bruder!

— Du gedeihst im Schlamm, du, aber das habe ich nie getan; und es sieht aus, als wäre man genötigt, mit beiden Beinen darin zu schreiten. Begann ich nicht in meiner Jugend dadurch meine Seele zu bewahren, daß ich

mich von der Welt zurückzog? Dann wurde ich gezwungen, in die Welt hinauszugehen; mit Gewalt ins Gewimmel hineingezogen. Man machte mich ganz einfach zum Präfekten. Ich wollte leben im Dienst des Herrn, und mußte nun Eßwaren für die Armen ausgeben, Betten für die Krankenhäuser schaffen, nach Kloake und Wasserleitung sehen. Die Last des Tages hinderte meine Gedanken, sich zu erheben, und ich sank in die Materie hinein, sank so tief, daß ich nie mehr in die Höhe zu kommen glaubte.

— Aber das Volk segnete dich ...

— Still! — Und ich, der nie ein Schwert gezogen, mußte Soldaten versammeln und ins Feld ziehen. — Als ich sechs Jahre alt war, wurde Rom von Totila geplündert, dem Goten, und so verheert, daß nur noch fünfhundert Römer übrig waren. Als ich sieben Jahre war, kam Belisar; als ich zwölf Jahre war, kam Narses. — Dann wurde ich als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, ich, der Reisen und Öffentlichkeit haßt! Alles, was ich gehaßt habe, habe ich hinnehmen müssen! — Nun bin ich müde und möchte zur Ruhe eingehen. Ich sitze hier und warte, daß mein Grab sich öffnet!

— Erinnerst du dich, was Virgil in der Georgica von der Arbeit des Ackermannes sagt?

— Nein, ich hasse den Heiden ...

— Warte! — Er sagt diese Worte der Weisheit: »Wenn Jupiter schlechtes Wetter, Mäuse und Ungeziefer sendet, so geschieht das, um die Energie des Landmannes zu wecken und sein Erfindungsvermögen hervorzurufen. Also das Unglück ist da, damit die Welt vorwärts geht.«

— Die Welt geht rückwärts, ihrem Untergange und ihrer Verdammnis entgegen. Seit fünfhundert Jahren haben wir die Erlösung erwartet; aber wir haben nur gesehen, wie der eine wilde Volksstamm nach dem andern daherkam, mordete, plünderte und hurte. Siehst du eine Vernunft in dieser Saat ohne Ernten?

— Lästere! — Ja ich sehe, wie man grüne Ernten umpflügt, um die Erde zu düngen!

— Drachensaat und Höllenernte! — Nein, jetzt gehe ich ein in mein Grab und ziehe die Tür hinter mir zu; ich habe wohl ein Recht, nach einem solchen Leben voll Mühsal zu ruhen;

— Jetzt läutet die Prime!

— Jam maesta quiesce querela ...

Der Tiber hatte Rom überschwemmt, ganze Viertel zerstört, das Andreaskloster aber verschont.

Der Abt saß wieder eines Morgens in seinem Garten und schrieb, aber so, daß er sein Grab sehen konnte, wenn er von der Arbeit aufblickte.

Ins Schreiben vertieft, hörte er nicht, was um ihn geschah. Aber er sah, daß die Blumen auf den Beeten wie Binsen zu schaukeln anfangen; Frösche hüpfen um seine Füße, und es roch feucht, aber auch modrig, giftig.

Er schrieb immerzu; aber das Auge, obwohl von dem Gang der Feder auf dem Papier in Anspruch genommen, bemerkte etwas Dunkles, das sich auf dem Boden bewegte, sich wie ein schwarzer Teppich ausbreitete und näher kam.

Plötzlich wurden ihm die Füße feucht, und eine Grabeskälte stieg ihm die Beine hinauf.

Da erwachte er und verstand! Der Tiber war gestiegen, und er wurde aus seiner letzten Freistatt vertrieben.

— Ich will nicht! schrie er, als die Alarmglocke läutete und die Mönche flohen.

Er ging in seine Zelle ins obere Stockwerk hinauf, fest entschlossen, nicht zu fliehen. Nicht noch einmal in die Welt hinaus, hier wollte er sterben. Die Flut, die er erbeten hatte, war gekommen.

In der Zelle aber fiel er in Anfechtung und Gebet.

— Herr, warum strafst du die Unschuldigen? Warum schlägst du deine Freunde, und läßt die Feinde gedeihen! Seit fünfhundert Jahren hast du dich an deinen Kindern gerächt für die Missetaten der Väter; ist das nicht genug, so vernichte uns alle auf einmal!

Das Wasser stieg und plätscherte gegen die Mauer: der Garten wurde vernichtet und sein Grab füllte sich mit Wasser, der Abt aber blieb, wo er war. Bald sang er Loblieder, bald raste er; dann bat er um Verzeihung, und dann raste er wieder.

Darauf setzte er sich hin, um an seinem großen Werk zu schreiben, das ihn unsterblich machen sollte: Magna Moralia. Es war Mittag geworden, ohne daß er Hunger empfand, denn er hatte durch Übung gelernt, drei Tage zu hungern.

Am Nachmittag blickte er vom Buch auf, bei einem Geräusch am Fenster. Dort lag ein Boot, und darin saß der Novize Augustinus.

Das Ungewöhnliche, beinahe Lustige in der Szene entlockte ihm ein Lächeln, und sich an das Gespräch mit dem Jüngling erinnernd, fragte er durch das offene Fenster:

— Nun, hast du den Wein und das fette Essen bekommen, du Schlemmer?

— Nein, ehrwürdiger Vater, ich wollte es nicht haben, als ich es haben durfte; und damit war die Versuchung vorüber. Jetzt habe ich jedoch von etwas anderm zu sprechen. — Die Pest ist ausgebrochen und die Menschen sterben wie Fliegen!

— Auch noch die Pest! O Herr, wie lange willst du uns so ganz und gar vergessen! Auch noch die Pest!

Darauf erhob er sich.

— Alle Mann auf ihre Posten! Tun wir unsere Pflicht. Den Herrn segnen und sterben!

Der Abt stieg zum Fenster hinaus ins Boot und verließ sein sinkendes Schiff.

— — — — —  
Der Tiber war gefallen, hatte aber Schlangen, Fische und Frösche hinterlassen, die starben und die Luft verpesteten. Das Volk war auf die Hügel geflohen; auf dem Palatinus hatte man aus einer Kirche ein Krankenhaus gemacht. Hier ging der Abt des Andreasklosters umher, gab den Kranken zu trinken, sprach den Sterbenden Trost zu.

— Warum fürchtet Ihr den Tod, Kinder? Fürchtet lieber das Leben, denn das ist der wahre Tod.

Er schien hier ganz zuhause zu sein, zeigte eine unerschrockene strahlende Laune, und er versuchte auf den Gesichtern der Toten zu lesen, »ob sie es gut auf der andern Seite hatten«.

Der Tod wollte ihm nichts anhaben. Manchmal fuhr er in einem Boot zu den anderen Hügeln hinüber und schritt mitten durch Kranke und Sterbende, so daß das Volk anfang in ihm einen Unsterblichen zu sehen, der hernieder gestiegen war, um sie zu trösten. Die Älteren erinnerten sich seiner Präfektur, als er die Verteidigung der Stadt gegen die Goten, Vandalen und Langobarden führte, und sein Ruhm wurde immer größer.

Die Pest raste und die Anzahl der Toten nahm zu, so daß die Leichen nicht mehr begraben werden konnten. Jeder Handel hörte auf, und die Bauern brachten keine Lebensmittel mehr in die Stadt. Das war die Hungersnot.

— Gegen Gott kann ich nicht kämpfen, und ist es sein Wille daß Rom untergeht, so ist es gottlos, es hindern zu wollen.

Mitten in diesem Elend starb Pelagius II., Roms Bischof oder Papst, wie er später hieß. Und das Volk rief einhellig den Abt Gregor aus. Er aber tat wie Saul und Kaiser Julianus: er versteckte sich.

Aus der Stadt floh er, in die Sabiner Berge hinauf, wo in einer Grotte ein Eremit wohnte. Das Volk aber kam ihm nach und zog ihn heraus, führte ihn wieder zurück nach Rom, wo er die Konsekration unter dem Namen Gregorius I. empfing.

-----  
Dreizehn Jahre regierte Gregorius über die frühere Herrscherin der Welt. Er war Statthalter, denn der Exarch von Ravenna existierte nicht mehr, seit ihn die Langobarden vertrieben hatten. Er verlangte Hilfe vom Kaiser in Byzanz, bekam aber keine; da mußte er allein fertig werden, und es gelang ihm, durch die Macht des Wortes den König Agilulf zu entwaffnen, der Rom bedrohte.

Aber er war auch Bischof, und als solcher hatte er gleichzeitig alle abendländischen Gemeinden zu verwalten, und es gelang ihm, sie dahin zu bringen, den Arianismus zu verlassen und sich zu einem einzigen Bekenntnis zusammenzutun, das das allgemeine wurde und deshalb das katholische genannt wurde.

Zu den Heiden von England sandte er den früheren Novizen Augustinus, da dieser bald die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden hatte. Und der kleine Schlemmer endete als Erzbischof von Canterbury.

Der vorher so scheue und lebensmüde Abt hatte mit einer großen Wirksamkeit die erforderlichen Kräfte bekommen, und mit dem Beruf war die Fähigkeit da.

Er hatte aber auch Zeit für alles, Großes und Kleines. Er reformierte die Liturgie, schrieb Briefe und verfaßte Bücher, ordnete den Kirchengesang.

Sein Leben jedoch war ebenso einfach wie früher. Im Lateranpalast hatte er seine Zelle, und von der regierte er die Geister, von den Bergen Schottlands bis herab zu den Säulen des Herkules.

Seine Herrschaft war ebenso groß wie die Cäsars, aber er besaß keine Legionen, sondern nur eine Feder und etwas Tinte. Es war das Reich Christi, das begann. Und Gregorius war der Statthalter.

\* \* \*

## Gedichte

Von *Maria Heim* <sup>1</sup>

SEZIERSAAL

Ein Weinen klingt in meiner Seele nach —  
Ich weiß von jemand, den das Leben brach.

Sein Mund ist bleich und seine Augen müd',

---

<sup>1</sup> Eine in Wien lebende Dichterin, die mit diesen Proben hervorragender Begabung zum erstenmal vor die Öffentlichkeit tritt. Anm. d. Herausgeb. [KK]

Wie einem, der des Nachts ins Dunkel sieht.

Und meine Hand ist schmal und kühl und still,  
Die er auf seine Augen legen will.

Wie traurig sein Verlangen mich umweht,  
Daß mein gequältes Herz sich selbst verrät.

Dies Herz, das Leben, Taumel, Flammen denkt,  
Sich einem Müden, Wunden, Kranken schenkt.

Die Toten starren steinern und beschwören:  
Zu früh, du Kind, mußt du zu uns gehören.

#### TRENNUNG

Kalt sind deine Hände,  
Keiner weiß mehr ein Wort.  
Nun will deine Hast zum Ende ...  
Über dem grauen Gelände  
Gleitet die Sonne fort.

Auf den dämmernden Straßen  
Liegt ein roter Schein.  
Den wird die Erde mit blassen  
Lippen noch einmal fassen ...  
Dann muß sie im Dunkel sein.

#### VOR DEM KONZERT

Bald werden Schatten über uns fliegen,  
Wird der Saal wie im Dunkel liegen  
Und die Legende des Lebens versiegen.

Keiner wird mehr vom Andern wissen.  
Einsam in endlosen Finsternissen  
Werden wir Fiebernden wandern müssen.

Durch Gewesenes werden wir schreiten.  
Versunkene Sehnsucht wird uns begleiten,  
Und das Zögern zerfließender Zeiten

Wird mit den törichten, fernen, vielen,  
Nie befriedigten Kinderzielen  
Und mit den Lügen des Lebens spielen

#### PRIMA GRAVIDITAS

Mit schweren Schultern müßt ihr schreiten  
Und müdem, unbewußtem Schritt,  
Als zögen verlorene Dunkelheiten  
Und Scham der Seele und Wollust mit.

Auf euren Lippen brennt ein Dürsten  
Nach kostbarer Speise und fremdem Wein,  
Als würden Könige und Fürsten,  
Die euer Leib nährt, einstens sein.

Euer Lächeln ist wie das der Gefall'nen,  
Ohne Hoffnung und ohne Dank,  
Scheu und schimmernd, wie in metallnen  
Schalen dunkelroter Trank.

Sehnsucht späht und Selbstverachten  
Aus eurer Dumpfheit so weit, so weit! ...  
Da strahlen keusch und fremd die durchwachten  
Blassen Nächte der Mädchenzeit ...

Und sehen weiße Lilien ranken,  
Seltsamer Dufte schwer und voll,  
Aus deren gelbem Kelch und schwanken  
Stengeln der Wunsch des Fiebers quoll.

Und irren lüstern nach dem Herde,  
Auf dem die Glut der Begierde raucht ...  
Doch kindlich wird euch Blick und Gebärde,  
Wenn eure Hoffnung ins Werden taucht.

Als müßte, was ihr in Schmach und Schämen  
Empfangen, wenn es erwacht zum Leben,  
Von eurer Seele das Brandmal nehmen  
Und ihr die Reinheit wiedergeben ...

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein Fürstengespräch]

*Friedensfreund.* Man muß doch einmal zeigen, eine wie bedeutende Schriftstellerin die Dame ist, die seit Jahren Europa rebellisch macht, indem sie sich mit allen Mächten auf Friedensfuß stellt. Wer den berechtigten Abscheu vor populären Büchern hat und darum der Lektüre des Romans »Die Waffen nieder!« bis heute peinlich ausgewichen ist, kann sich aus einem Feuilleton der Bertha v. Suttner in der 'Neuen Freien Presse' (»Briefe aus Monaco« 23. April) sehr rasch über das geistige Niveau der Dame unterrichten. Abgesehen von dem üblen Deutsch, das schon in den ersten Zeilen auffällt, springt einem bald auch die literarische Charakterisierungsgabe der berühmten Schriftstellerin in die Augen. Sie schildert z. B. die Wirkungen der Erfindung des Luftschiffs folgendermaßen: »Was werden die Automobile dazu sagen, wenn der Verkehr in die Luft verlegt wird? Wohl dasselbe, was die Pferde zum Kraftwagenverkehr sagen. Und die Zollwächter? — « Vor Bertha Suttner war Mathilde Serao (italienische Schriftstellerin) Gast des Fürsten von Monaco. Italienerin? Aha! »Sie wurde mir als SEHR LEBHAFT geschildert; sie verstehe es, in großem Kreise die ganze Konversation an sich zu reißen; AUCH EIN



TALENT.« Von dem Direktor des Theaters in Monte Carlo, der aus Arad stammen dürfte, weiß sie zu erzählen. » ... so hat sich der Direktor Günsburg (EIN MERKWÜRDIGER TYPUS!) für 1907 schon ein Gastspiel unserer Selma Kurz gesichert.« Ganz stolz: »Er hat es mir selber neulich mit besonders freudiger Genugtuung mitgeteilt«. Die Suttner zitiert das tiefe Wort Günsburgs: »WIRKLICH, EINE DER SCHÖNSTEN STIMMEN DER GEGENWART!« Der Satz der Frau Suttner: »Und er erzählte mir noch so manches von seinen Taten und Siegen« bezieht sich natürlich nicht auf einen Feldherrn, sondern noch immer auf den Herrn Günsburg, dem die Dame nicht einmal zurufen muß: »Die Gagen nieder!« Der Fürst von Monaco, versichert sie, halte »auf ihn sehr große Stücke«. Sie zählt die »Sterne« des Theaters auf, denen sie beim Dejeuner begegnet ist, und berichtet, Geraldine Farrar habe »ein Engagement nach Amerika in der Tasche«. Schon würde man glauben, daß die Suttner es aufgegeben habe, die Reportage für das Welttheater zu besorgen, — da liest man — endlich — den Namen »König Oskar II. von Schweden«. Und es folgt die Wiedergabe einer Unterhaltung, die wohl in der Geschichte der Serenissimusgeschlechter einzig dastehen dürfte. Nie sind die Hohlräume regierender Häupter transparenter dargestellt worden. Man weiß, daß Oskar II. den Abschied von Norwegen nicht verschmerzen kann <sup>1</sup>. Er läßt darum den Norwegern durch Frau Bertha Suttner Grobheiten sagen, die sie aber — »trotz dieser Ermächtigung fühle sie sich nicht berufen, alle Worte des Königs zu wiederholen« — aus Rücksicht auf den skandinavischen Frieden den Lesern der 'Neuen Freien Presse' verschweigt. Nun aber wird's geistreich. Oskar II. reicht der Diplomatin den Arm, und die Gesellschaft schreitet durch einen Saal, dessen Mosaikboden sehr glatt ist. »'Da muß man achtgeben', sagte Oskar II., 'daß man nicht strauchle'. — 'Wenn man zu zweien ist', erwiderte ich, 'kann einem nichts geschehen'. — 'Meinen Sie? Ach, wir waren auch zwei', fügte er seufzend hinzu, indem er wieder an Norwegen dachte, 'und dennoch ... '« Er kann und kann's nun einmal nicht vergessen! Bertha v. Suttner aber und der Fürst von Monaco verwickeln ihn zur Entschädigung in eine philosophische Debatte, die hier aus der 'Neuen Freien Presse' zitiert sei, damit man ersehe, was für Gespräche unter erwachsenen Monarchen — Oskar II. ist 77, der Fürst von Monaco ein Fünfziger — möglich sind. »Ich will versuchen«, ruft die Unerschrockene, »einiges von der Unterhaltung wiederzugeben, die sich nun entspann«. Redende Personen: Fürst Albert, der König, Erbprinz Louis, Palastdame Vicomtesse de Gastaldi »und ich«. »WIE SCHÖN DIESE FLAMMEN! bemerkte jemand. Der König (nachdenklich): WARUM FINDET MAN EIGENTLICH FEUER SCHÖN? ES IST DOCH EIN SO FURCHTBARES, ZERSTÖRENDES ELEMENT. Der Fürst: ES IST SCHÖN, WO ES NÜTZT UND LEUCHTET — UNSCHÖN, WO ES SCHADET UND VERZEHRT. Was sagen Sie? (Zu mir gewendet.)« Die Suttner (anstatt einfach das Lied von jener Glocke zu zitieren, deren erstes Geläute bekanntlich Friede ist: Wohltätig ist des Feuers Macht etc.): »ES IST SCHÖN, WEIL ES BEWEGUNG UND WÄRME HAT — diese beiden sind das Leben. FREILICH, WENN ES TÖTET ODER QUÄLT, DANN IST'S MIT DER SCHÖNHEIT VORBEI. Die Flammen des Scheiterhaufens zum Beispiel oder der HÖLLE ... Der König (unterbrechend): Glauben Sie an die Hölle? Ich: NEIN. Der König: ICH AUCH NICHT. Denn ich glaube an einen Gott der Güte. Mein Glaube ist überhaupt der: Ewig ist nur das 'Ja' — das 'Nein' ist ein Abfall, ist ein momentanes Verdunkeln der Bejahung und wird zum Schlusse überwunden. Nur das Licht dauert. Nur alles, was gut ist, behält recht. Zu dieser glücklichen Auffassung — und mich macht sie glücklich — gelangt man durch den Glauben. Der Fürst: Andere finden ihr Glück in einer anderen Formel — in der der Wissenschaft. (Der Mann ist Tiefseefor-

1 Die Union Schweden — Norwegen war 1905 aufgelöst worden, er war danach nur noch der schwedische König. † 1907

scher und Spielbankaufseher.) Ich: Die Wissenschaft widerspricht dem nicht, was Se. Majestät soeben sagte. Der Fürst: Gewiß nicht. Sie sagt zu den ewigen Problemen NICHT NEIN — ABER AUCH NICHT JA ... « Und sofort im Ton eines Forschers gedanklicher Tiefseen, bis die Hofdame Gastaldi sich zu der folgenden tatsächlichen Feststellung meldet: »Man weiß doch, was absolut gut und was absolut schlecht ist.« Darauf der Fürst schlagfertig: »DAS BESTREITE ICH«. Die Gastaldi aber läßt nicht locker: »Schlecht ist doch unbestreitbar der Diebstahl, der Mord ... « ICH (einfallend): »Doch wie wird er glorifiziert, der Mord, wenn er nur genügend massenhaft ist ... « Der Erbprinz Louis, offenbar der einzige vollsinnige Teilnehmer an der philosophischen Unterhaltung, sagt hier »halb-laut«: »Das Steckenpferd ... « Der Fürst aber, der für Diebe und Halsabschneider eine gewisse, dem Klima von Monte Carlo angepaßte Toleranz bekundet, beginnt in exakter Deduktion »Stehlen und Morden« als die Tat des Lebewesens zu erklären, »das sich seine Existenzbedingungen verschafft«. Die Pflanze, die der Luft ihren Stickstoff entreißt, sei eine Diebin, und das Kaninchen, das den Kohl frißt, morde den Kohl. »Wir Menschen schonen weder das Kaninchen, noch den Kohl«. Reden ihn aber häufig. Und oft so beharrlich, daß Frau v. Suttner melden muß: »Von der Wandelbarkeit der Begriffe und Prinzipien kam man auf das Gesetz der Veränderung überhaupt — den Wechsel und das Versinken aller Dinge zu sprechen«. Und sie kann es sich nicht versagen, noch einige tiefe Aussprüche der hohen, Herrschaften zu zitieren: »AUCH DIE GESTIRNE ÄNDERN IHRE BAHN, sagte der Fürst, AUCH SONNEN STERBEN. Der König aber blieb dabei: über all diesem Wechsel herrscht das unwandelbar Gute ... Freilich, die einzelnen verlieren, die einzelnen leiden ... « Mit einem Wort: Das Leben ist eine Spielbank? Nein, er meint nicht Monaco, sondern Norwegen. »Das habe er kürzlich an sich selber erfahren — aber das Ziel ist die Vervollkommnung«. Ist das Leben nicht vielleicht auch eine Kettenbrücke? Nein, »'DAS LEBEN IST DOCH SCHÖN' SAGT KÖNIG OSKAR MIT MARQUIS POSA«. Und die Gastaldi erzählt sofort, »an diese Äußerung anknüpfend«, etwas Geistreiches, das der Sänger Tamagno ihrer Freundin ins Stammbuch geschrieben habe. Tamagno? So wären wir denn wieder bei Günsburg angelangt? Nein, bloß bei der »Relativität der Moralgesetze«, auf die das Gespräch »schließlich zurückkam«. Der Fürst resümierte in schlagfertiger Weise: »Es bleibt doch schwer, die Linie zu bestimmen, wo der Trieb, die Mitwesen zu verzehren für uns verdammenswert zu werden beginnt — BEI UNSERESGLEICHEN, BEIM RIND oder bei der gelben Rübe«. (Wen meint der Fürst mit der gelben Rübe?) Der König aber, von dem Wort »Rind« magnetisiert, über den Undank der Norweger bereits vollständig beruhigt, erhob sich und sprach: »Gleichviel — ich danke ihnen für den vortrefflichen Rindsbraten, den Sie uns heute vorgesetzt, und muß mich jetzt verabschieden«. Bertha v. Suttner war ermächtigt und fühlte sich berufen, diese Äußerung des Königs zu wiederholen ...

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* 'Deutsches Volksblatt': »Der neuernannte Gesandte in Wien Litchingmai stattete am jüngstverflossenen Samstag dem Minister des Äußeren Grafen Goluchowski seine Antrittsvisite ab, zu welcher derselbe im chinesischen Staatskleide erschien«. —

Aus einem Rennbericht der 'Neuen Freien Presse': »In einer Loge Frau Wärndorfer mit ihrer Tochter Frau Lisa des Renaudes und ihrer Schwiegertochter in angenehm abgetönten Farben: Braun, Grün, Grau.«

[Neue Freie Geologie]

*Geolog.* Sie schreiben: Du hast recht, liebe 'Fackel', und abermals recht. Die Lektüre der Neuen Freien Presse' ist wirklich aufregend. Kaum hatte ich

die Schrecken des Leitartikels im Abendblatt vom 19. d. M. über »die Erdbebenkatastrophe in Kalifornien« mit der anthropologisch bemerkenswerten Mitteilung: » ... die Menschen rennen bestürzt und schreiend durch die Gassen, aus deren Boden steigen verderbliche Dämpfe und Dünste auf ... « über- taucht, nahm mich sofort eine noch größere Sensation gefangen. Eine Londoner Depesche erzählt: » ... daß dieses Erdbeben das furchtbarste ist, welches jemals an der von SEISMOGRAPHISCHEN Störungen so häufig heimgesuchten pazifischen Küste erlebt worden ist.« — Daß aus dem »Boden« verderbliche Dämpfe und Dünste aufsteigen, könnte man noch begreifen, aber daß diese zarten, feinen seismographischen Apparate ganze Stadtteile vernichten können, das ist denn doch zu schrecklich. Ich weiß jetzt nicht, soll ich mein Aneroid hinauswerfen oder die 'Neue Freie Presse'?

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**